

Ein Rockstar unter Archäologen

Steffisburg Er ist Doktor der Archäologie und gibt auf seinem Instagram-Kanal rund 90'000 Followern Einblick in sein Leben: Gino Caspari bietet den Klischees rund um seinen Berufsstand die Stirn.

Janine Zürcher

Lederjacke und lange blonde Mähne: Auf den ersten Blick ist Gino Caspari eher Rockstar als Wissenschaftler. Doch sein Alltag spielt sich nicht auf der Bühne ab – sondern zwischen der sibirischen Steppe und seinem Büro an der Uni Bern. Caspari ist Archäologe. Ein Kindheitstraum war das nicht – obwohl er sich für das Thema interessierte. «Als Junge las ich viele griechische Sagen und stellte mir vor, eine lang vergessene Burgruine oder unterirdische Gänge zu erkunden. Ich hatte eine romantische Vorstellung von Archäologie», erzählt der in Steffisburg aufgewachsene Caspari. «In der Praxis ist der Beruf nun doch etwas anders», fügt er mit einem Schmunzeln hinzu.

Das will Caspari auch der Öffentlichkeit zeigen. «Viele denken beim Thema Archäologie an den Filmhelden Indiana Jones», sagt er. Mit solchen Klischees will er aufräumen. Dafür nutzt er seinen Instagram-Account. Dort zeigt Caspari Bilder und Videos aus seinem Arbeitsalltag – aber auch Projekte und Funde von Archäologen aus der ganzen Welt. «Ich möchte Einblicke in eine Welt geben, die von Zusammenarbeit und Teamgeist geprägt ist», sagt er. «Es geht nicht um heroische Einzeltaten.» Sein Kanal trifft einen Nerv: Fast 90'000 Menschen folgen ihm, und es werden täglich mehr. Manche schreiben ihm sogar, dass sie sich wegen seiner Posts fürs Archäologiestudium entschieden haben.

Für sein Ziel bedient er sich auch mal selbst des einen oder anderen Stereotyps, posiert mit nacktem Oberkörper oder neben einem Schädel: «Ein bisschen Abenteuerromantik darf schon sein. Damit kann ich die Leute abholen.» Die Reaktionen seiner Berufskollegen seien meistens positiv, sagt Caspari. Doch es gebe auch Kritiker, die nicht verstehen würden, was er da tue.

Abenteuer statt Stabilität

Obschon ihm auf Instagram mehr Leute folgen als mancher Berühmtheit: Starallüren hat Caspari keine. Er erzählt entspannt und offen aus seinem Leben, in breitem Berndeutsch. Er denkt schnell, lacht viel – und ist sicht-



China, Syrien, Palau, Sibirien, den Oman: Archäologe Gino Caspari (33) hat schon viel von der Welt gesehen. Bilder aus seinem Leben postet er auf Instagram. Foto: PD/Ch. Shane

lich begeistert von seinem Beruf. Caspari hat schon viel von der Welt gesehen, an Forschungsstätten in Italien, der Türkei, Syrien, dem Oman und der Schweiz gearbeitet. Nach dem Bachelorstudium der Archäologie in Bern – er wählte das Fach, weil er draussen arbeiten wollte – schloss er zwei Masterstudiengänge ab. Einen im Bereich Ostasien-Studien an der Columbia University in New York, einen in Betriebswirtschaft an der Uni Bern. Letzteren vor allem aus pragmatischen Gründen: «In der Schweiz wird einem beigebracht, dass man etwas «Richtiges» machen soll – da zählt Archäologie nicht dazu.»

Nach dem Uniabschluss hatte Caspari die Wahl: ein Job im Management in der Schweiz – oder ein Stipendium für einen einjährigen Sprachaufenthalt in China. Caspari ergriff die Chance, ein neues Land kennen zu lernen. Lange hatte er die Kampfsportarten Kung-Fu und Wushu ausgeübt und sich dabei auch mit der chinesischen Kultur auseinandergesetzt. «Nachdem ich diese Entscheidung getroffen hatte, merkte ich: Stabilität ist gar nicht das, was ich suche», sagt Caspari. Viel eher will er sich immer neuen Herausforderungen stellen, etwa in der Natur beim Klettern oder im Kajak. Aber auch in seinem Berufsleben.

Von China nach Sibirien
Mit der Archäologie habe der Aufenthalt in China aber vorerst nichts zu tun gehabt, sagt Caspari, der heute fließend Chinesisch spricht: «Ich wollte etwas Neues erleben, Kontakte knüpfen und die chinesische Wirtschaftswelt kennen lernen.» Das Netzwerk, das er sich dabei aufbaute, diente ihm schliesslich, als er an der Universität Hamburg zur Steppe nach Xinjiang im

Nordwesten Chinas doktorierte. «Ohne Sprach- und Ortskenntnisse wäre das unmöglich gewesen.» Caspari forschte nach Abschluss seiner Dissertation weiter, mittels Satellitenbildern und Drohnenaufnahmen erstellte er Karten, suchte so nach unentdeckten archäologischen Stätten. Doch: «Es wurde immer schwieriger, in China zu arbeiten. Wer als Ausländer – selbst mit den entsprechenden Bewilligungen – im militärischen Sperrgebiet unterwegs ist, wird genau beobachtet.» Chinas Politik wurde restriktiver, der Konflikt zwischen Uiguren und Han-Chinesen schwelte. Einige Arbeitskollegen von Caspari wurden gar verhaftet. Er entschied sich, das Land zu verlassen. Seine nächste Station: die russische Republik Tuwa in Südsibirien. «Die alten Kulturen dieser Gebiete liegen nahe beieinander – und ich wollte das Wis-

sen, das ich mir angeeignet hatte, weiter vertiefen.»

Das Grab des Königs
Gino Caspari ist assoziierter Forscher an der Universität Bern. Sowohl in China als auch in Sibirien baute er seine eigenen wissenschaftlichen Projekte auf. Die Arbeit als Selbstständiger entspricht ihm: «Mich reizt die Kombination aus körperlicher, geistiger und mentaler Herausforderung», sagt der 33-Jährige. «Auf Forschungsreisen führe ich als Expeditionsleiter ein Team von Menschen aus unterschiedlichen Kulturen. Gleichzeitig ist die wissenschaftliche Arbeit intellektuell anspruchsvoll», erzählt er.

Im Zeltlager lebt sein Team über Wochen auf engstem Raum zusammen. Dazu kommt immer wieder die finanzielle Unsicherheit: Für jedes Projekt müssen laufend Sponsoren gefunden

werden. All das bringe ihn zeitweise an die eigene Belastungsgrenze. «Ich musste lernen, auch mal durchzuatmen und mich zurückzuziehen.»

In Sibirien machten Gino Caspari und sein Team 2017 einen spektakulären Fund: Sie entdeckten ein 3000 Jahre altes Königsgrab der Skythen, einem Volk von Reiternomaden, das in der eurasischen Steppe lebte. «Der Fund war eine grosse Überraschung», erinnert sich der Archäologe. Zwar sei in jener Region bereits in den 1970er-Jahren ein solches Grab entdeckt worden, doch dass er tatsächlich ein zweites finden könnte – damit rechnete Caspari nicht. «Der Ort birgt einige Geheimnisse», sagt er. Die Experten stiessen auf eine komplett erhaltene Holzarchitektur, die aus ganzen Lärchenstämmen zusammengesetzt worden ist. «In der Umgebung des Grabes haben wir Skelette gefunden, bei denen wir zum Beispiel nachweisen konnten, dass die Menschen skalpiert oder geköpft wurden», erzählt Caspari. «Manche davon hatten kleine Spiralen aus Gold zwischen den Kiefern, und bei vielen steckten noch die Pfeilspitzen in den Rippen.» Der Grabhügel hat einen Durchmesser von 150 Metern – um diesen komplett abzutragen, braucht das Team Jahre. Dabei wird jeder Schritt minutiös dokumentiert. Die Auswertung der Daten nimmt viel Zeit in Anspruch. «Doch die wirklichen Sensationen kommen oft erst dann ans Licht – das Beste steht uns bei diesem Projekt also noch bevor.»

«Ich brauche die Balance»
Die Corona-Pandemie verunmöglichte es Caspari, seine Feldforschung weiterzutreiben. Der Archäologe sieht darin aber auch Vorteile: «Ich hatte viel Zeit, Daten aufzuarbeiten und wissenschaftliche Publikationen zu veröffentlichen.» So habe er in dieser Zeit auch zu Hause in Bern, wo er lebt, produktiv sein können. Dass es ihn wieder nach draussen zieht, ins nächste Abenteuer, daraus macht aber er kein Geheimnis: «Das hat mir gefehlt. Ich brauche die Balance zwischen der Expedition im Feld und der Datenanalyse im Büro.» Er hofft, im nächsten Jahr wieder nach Sibirien zurückkehren zu können.

Der Kanton Bern verliert «nur» 185 Millionen Franken

Bundesrat heisst Finanzausgleich gut Wie erwartet erhält Bern 2021 deutlich weniger aus dem nationalen Topf. Zufrieden ist die Regierung dennoch: wegen einer kleinen Korrektur nach oben.

Die Finanzausgleichszahlungen des Bundes für das Jahr 2021 sinken gegenüber dem Vorjahr: um 67 Millionen auf 5,2 Milliarden Franken. Im schweizweiten Vergleich heisst das: Der Kanton Genf wird netto um 85 Millionen Franken entlastet, der Kanton Bern mit 185 Millionen belastet.

Die Berner Regierung ist dennoch zufrieden. Denn noch Mitte Juni sah es danach aus, als würde der Ausgleich für Bern von 1,1 Milliarden um fast 20 Prozent auf 888 Franken sinken. Doch

zwischenzeitlich hat Bern einen Antrag auf Korrektur durchgebracht: Es geht um eine Differenz von 28 Millionen. Auch hat der Bundesrat auf Berner Betreiben in Aussicht gestellt, die Verordnung über den Finanz- und Lastenausgleich (FiLaV) anzupassen. In Bern rechnet man damit, dass die Änderung 2022 in Kraft gesetzt wird.

Beides hängt mit dem Ressourcenpotenzial des Kantons zusammen. Als 2017 eine Unternehmensgruppe einen ausseror-

dentlichen Gewinn von über zwei Milliarden Franken erzielte, floss dieser in die Berechnung der Ausgleichszahlungen aus dem nationalen Finanzausgleich ein: Der Kanton stand wegen dieses einmaligen Effekts potenter da: Er stieg im Ressourcenindex auf. Allerdings stammte dieser Gewinn aus einer Fusion einer Domizilgesellschaft aus einem anderen Kanton, die mit einem in Bern ansässigen Unternehmen fusionierte. Entsprechend wurde der Gewinn auf Bundesebene

besteuert. Für Bern fallen lediglich vier Millionen Franken an Steuererträgen ab.

Weil der Finanzausgleich auf dem Steuerpotenzial der vorangehenden Jahre beruht, wirkt sich dieser ausserordentliche Gewinn auf dem Papier auch auf 2021, 2022 und 2023 aus. Konkret geht es um jährlich rund 125 Millionen Mindereinnahmen.

Trotzdem bleibt der Kanton Bern 2021 mit Einkünften aus dem Finanzausgleich von noch 916 Millionen Franken der grös-

te Nehmerkanton in absoluten Zahlen. Pro Kopf erhalten allerdings neun Kantone – Uri, Glarus, Freiburg, Solothurn, Graubünden, Thurgau, Wallis Neuchâtel und Jura – mehr ausbezahlt, wie aus den gestern veröffentlichten Unterlagen des Eidgenössischen Finanzdepartementes (EFD) hervorgeht. Der Bundesrat hat die Ausgleichszahlungen ebenfalls gestern gutgeheissen.

Grösster Nettobeitragszahler in den Finanzausgleich bleibt der

Kanton Zürich mit knapp 500 Millionen Franken. Er muss aber 17 Millionen weniger in den Ausgleichstopf abliefern als 2020. Es folgen Zug (331,9 Millionen), Schwyz (199,3 Millionen) und Genf (189,5 Millionen). Pro Kopf zahlen die Einwohner des Kantons Zug mit je 2662 Franken am meisten in den Finanzausgleich ein, 23 Franken weniger als 2020. Am meisten pro Kopf der Bevölkerung erhalten die Kantone Jura (2291 Franken) und Wallis (2275 Franken). (sda/cd)